

Seelen, auf dem Küchentisch sezirt

Alice Munro erzählt von „Zu viel Glück“

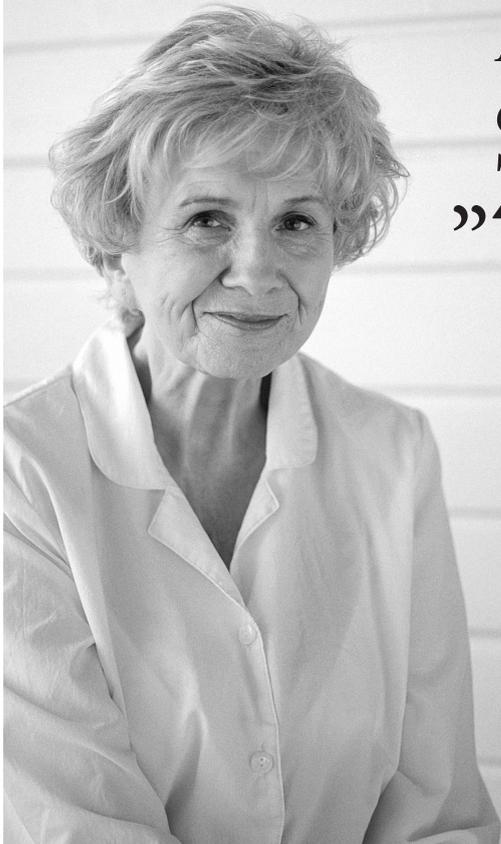


Foto © Derek Shapton

eben sind wieder zwei ihrer Bücher ins Deutsche übersetzt worden: ihr allererstes, *Tanz der seligen Geister*, und ihr derzeit letztes, *Zu viel Glück*.

Viele der darin enthaltenen Erzählungen könnte man sich in geronnener Form als Meldung im Ressort „Vermischtes“ einer Tageszeitung vorstellen: „Vater tötet während Abwesenheit der Mutter drei gemeinsame Kinder“ zum Beispiel. Oder „Kranke Seniorin überlistet Einbrecher durch Lügengeschichte“. Oder „Neunjähriger überlebt Sturz in Felsspalte“. Es liegt eine eigenartige Wahrhaftigkeit über diesen auf eine sehr dunkle Art ironischen Texten, und wie schon in den vorherigen Büchern überrascht, auf welche Weise Alice Munro aus den Wirklichkeits-schnipseln, die sie über die Jahre in ihrer Heimat, dem ländlichen, südwestlichen Ontario gesammelt hat, universal gültige Literatur schafft.

Von Ulrike Frenkel

Wenn Alice Munro gefragt wird, weshalb sie zwar zahllose, manchmal untereinander verbundene Kurzgeschichten, aber niemals einen richtigen Roman veröffentlicht hat, verweist sie meistens bescheiden und fast entschuldigend auf die Situation, in der sie einst ernsthaft zu schreiben begann. Man zählte die fünfziger Jahre, in der Wohnung der jungen Frau, die nach einem abgebrochenen Universitätsstudium früh geheiratet hatte, waren kleine Kinder zu betreuen und ein Mehrpersonenhaushalt zu führen. Dazu kam irgendwann die Halbtagsstelle in einer gemeinsam mit ihrem Mann eröffneten Buchhandlung – der Gedanke an einen „großen Wurf“ schien kaum möglich. „Ich glaube, es ging den meisten Frauen meiner Generation so“, sagte sie einmal in einem tiefgründigen Interview in der *ZEIT*, „sie mussten sich ihre Zeit fürs Schreiben zusammenstellen.“ Sie selbst sei oft zwischen Kartoffelschälen und Kartoffelkochen oder während des Mittagsschlafs der Kleinen immer wieder ins Wohnzimmer gerannt und habe ein paar Zeilen zu Papier gebracht. Die Kurzgeschichte sei so zu der ihr gemäßen Form geworden, und die, man muss es so sagen, wurde von ihr dank jahrzehntelanger Feinarbeit an diesem Genre vom Ruch einer dem Roman nicht ganz ebenbürtigen Kunst befreit. Viele berühmte Kollegen, von Jonathan Franzen in Amerika bis Judith Hermann in Deutschland, preisen Alice Munro in den höchsten Tönen und vergleichen sie mit Tschechow. In jedem Herbst handelt man die Autorin wieder als aussichtsreiche Kandidatin für den Literaturnobelpreis, 2009 bekam sie immerhin schon den Man Booker International Prize für ihr Lebenswerk verliehen. Am 10. Juli nun wird die kanadische Schriftstellerin achtzig Jahre alt, und

In „Dimensionen“ lässt sie den Leser geistig so eng neben Doree, der Mutter der ermordeten Kinder, gehen, dass er ihr absolut empfindungslos gewordenen Innenleben bald zu teilen meint, als sie den Ehemann im Gefängnis besucht, ihre Therapeutin konsultiert und schließlich einem überfahrenen Jungen auf der Straße das Leben rettet. In „Freie Radikale“ zieht sie einen in die klaustrophobische Situation der Witwe Nita mit hinein, die allein in der Pampa lebt und ihren ungebeten Besucher, der sich als dreifacher Mörder entpuppt, dadurch abwimmelt, dass sie ihm suggeriert, auch sie habe einen Menschen getötet. In „Tieflöcher“ schließlich macht sie das Verantwortungsgefühl von Sally spürbar, deren Sohn nach einem Unfall langsam den Kontakt zur Wirklichkeit verliert. Kaum schafft man es, mehrere dieser Short-Stories nacheinander zu lesen – so dicht ist das Gewebe ihres jeweiligen Stoffes, aus dem mancher (männliche) Autor sicher einen dicken Roman gefertigt hätte, so intensiv die Spannung, die über dem meist im Rückblick von einem auktorialen Erzähler zum Schweben gebrachten Geschehen liegt. Es scheint, als befänden sich da jeweils menschliche, vor allem weibliche Seelen in Bedrängnis zum Sezieren auf einem Küchentisch und als würden durch den Prozess des Erzählens selbst die schlimmsten Ereignisse aller grellen Dramatik beraubt.

Das grausam Alltägliche zu erhellen, heißt für Alice Munro, schmerzhaft unsentimental von Krankheit und Tod, von Verführung und Scham, von Unfällen und Unterlassungen, von zu viel Liebe und dem Mangel an Mitgefühl zu berichten. So hielt sie es schon in ihrem ersten Buch, *Tanz der seligen Geister*, das 1968 in ihrem Heimatland Kanada erschien und

im vergangenen Jahr von Heidi Zerning für den Dörlemann Verlag endlich ins Deutsche übersetzt wurde. Und so funktionieren die meisten der zahlreichen Geschichten, die sie seither in siebzehn Bänden veröffentlichte, oft Geschichten über Frauen, die aus ihrer traditionellen Rolle ausbrechen und mit den „Frösten der Freiheit“ zu kämpfen haben, die in allen Fällen tapfen, welche die Gesellschaft für ihr Geschlecht aufgestellt hat, oder die in lähmenden Traditionen verharren und dabei untergehen.

Die Autorin selbst, eine äußerlich zarte, innerlich von der presbyterianischen Herkunft gestählte Schönheit, hat während ihres Heranwachsens in den bedrückend ärmlichen Verhältnissen der väterlichen Silberfuchsfarm, später als Hilfsarbeiterin in diversen Jobs, als Ehefrau und Kindererzieherin viel erlebt, viele Freundinnen, Verwandten und Nachbarinnen beobachtet und ihnen ihr Ohr geliehen, um ihre Sorgen und Nöte dann kunstvoll umgearbeitet in die Literaturgeschichte einzuschleusen. Diese Literaturgeschichte, sagt Alice Munro, sei bisher voller Bücher über Söhne und deren Verhältnis zur Kultur ihrer Väter, in die sie hineingeboren werden. „Vielleicht habe ich ‚Bildungsromane‘ über Töchter geschrieben, Geschichten über deren Abschied von ihren Müttern.“ Ein Thema, das für sie offenbar bis heute schuldbesetzt ist: zum einen, weil die eigene Mutter, eine Lehrerin, an Parkinson erkrankte, als Munro neun Jahre alt war, und sie ihr bis zu ihrem Tod wohl nicht so beistehen konnte, wie sie es heute für richtig halten würde. Und zum anderen in Bezug auf die drei eigenen Töchter – eine vierte starb kurz nach der Geburt –, denen sie nach eigenem Bekennen oft nicht die Mutter war, die sie sich gewünscht hätten: „Ich war wohl zu sehr mit meinem Freiheitskampf beschäftigt.“ Erst bei den Enkeln habe sie ihre große Freude an Kindern entdecken können. Inzwischen sehe sie auch, dass an Stelle der Ideale ihrer eigenen Generation in der folgenden Ehrgeiz und Geld getreten sind und die Welt dadurch anders, aber nicht nur besser geworden sei. Auch das schlägt sich in ihrer Literatur nieder: Liebe und Sexualität, die oft soziale Barrieren überwinden, sind da weiterhin treibende Kräfte, aber Paarbeziehungen bleiben auch in der zweiten oder dritten Ehe prekär. Männer vollziehen die emanzipatorischen Wandlungen ihrer Geliebten nicht mit, Kinder werden durch Trennungen und Scheidungen innerlich beschädigt, das Glück ist ein Schatten an der Wand, nicht greifbar, nicht lebbar.

Und worin bestünde es überhaupt? Munros Figuren, in ihren früheren Erzählungen hauptsächlich Mädchen, später junge und ältere Frauen aus eher einfachen Verhältnissen, gehen mit fast schlafwandlerischem Instinkt durch den Schlamassel, den das Leben ihnen anbietet – und wirken kräftig am eigentlich immer unheilvollen Geschehen mit. Selbst die berühmte Mathematikerin und Schriftstellerin Sofia Kowalewskaja, mit der sich die letzte, sehr lange und titelgebende Erzählung ihres neuen Buchs *Zu viel Glück* beschäftigt, lässt sich in all

ihrer Klugheit von einem nicht sehr vertrauenerweckenden russischen Landsmann betören und schließlich verraten. Munro, in zweiter Ehe mit einem Geografen verheiratet, bezeichnet sich selbst zwar als Feministin, betrachtet ihr eigenes Geschlecht aber ohne verklärenden Weichzeichner. Aufmerksam und mit kühler Einfühlung, wie in einem rückblickenden Zeitraffer, registriert sie – und die Übersetzerin Heidi Zerning findet dafür immer wieder einen angemessenen, gleichzeitig nüchternen und poetischen deutschen Ton – den hilflosen Selbstbetrug und die kleinen Verschiebungen, die Doree, Nita und die anderen in große Schwierigkeiten führen oder in Sackgassen stecken bleiben lassen. Dreißig, vierzig, einmal auch knapp über sechzig Seiten reichen ihr dafür aus.

Ein Roman ist *Zu viel Glück* deshalb wieder nicht geworden, aber Alice Munro ist nun souverän genug, um in den Anspielungen auf ihr literarisches Werk überreichen Texten über ihre letzten Endes doch sehr erfolgreiche Selbstbeschränkung zu spotten. In „Erzählungen“ reagiert Joyce enttäuscht darauf, dass ein Buch, das sie kauft, keinen Roman, sondern eine Sammlung von Erzählungen enthält: „Das scheint das Gewicht des Buches zu verringern, als sei seine Verfasserin jemand, der sich nur an die Pforten der Literatur klammert, statt sich in ihr niedergelassen zu haben“, denkt die Musiklehrerin, und das ist noch nicht das Ende der Selbstbespiegelung, die Munro hier betreibt. Joyce meint sich selbst in einer Figur der jungen Autorin, die sie einst unterrichtet hatte, zu erkennen, und registriert mit Entsetzen, was in der Literatur aus dem Geschehen geworden ist. „Hier nun würde die Autorin ihre schmutzige Phantasie den Menschen und der Situation aufpfropfen, die sie aus dem wahren Leben genommen hat, zu faul, um zu erfinden, aber nicht zu faul, um zu verleumden“, fantasiert sie vorausseilend.

Was Alice Munro ihren Lesern damit sagen will? Vielleicht ja auch, dass sie von Anfang ihrer Schriftstellerlaufbahn an, immer abseits des Literaturbetriebs lebend, genau wusste, was sie künstlerisch tat und tun wollte, und dass sie jetzt, als Frau von achtzig Jahren, geehrt in der ganzen Welt, endlich selbstbewusst genug ist, dazu zu stehen. //

Zum Weiterlesen:

Zu viel Glück. Zehn Erzählungen. Übersetzt von Heidi Zerning. S. Fischer Verlag 2011. 362 Seiten, 19,95 Euro

Tanz der seligen Geister. Fünfzehn Erzählungen. Übersetzt von Heidi Zerning. Dörlemann Verlag, Zürich 2010. 384 Seiten, 23,90 Euro
Im Frühjahr 2012 erscheint dort ihr zweiter Erzählband, Arbeitstitel „Was ich dir noch erzählen wollte“, übersetzt von Heidi Zerning.

Ulrike Frenkel ist freie Journalistin und lebt mit ihrer Familie südlich von München.